

**Rede Vizepräsidentin Sülmez Dogan zum 9. November  
2022 am Landherrnamt**

*Es gilt das gesprochene Wort*

Sehr geehrte Frau Noa,  
sehr geehrter Herr Landesrabbiner Teitelbaum,  
sehr geehrte Frau Staroselski,  
sehr geehrter Bürgermeister, Herr Dr. Bovenschulte,  
sehr geehrte Senatorinnen und Senatoren, sehr geehrte  
Fraktionsvorsitzende, sehr geehrte Abgeordnete,  
sehr geehrter Herr Prof. Sperlich,  
sehr geehrte Vertreterinnen und Vertreter aus Wirtschaft,  
Religion und Gesellschaft,  
lieber Herr Schwarz,  
liebe Schülerinnen und Schüler  
verehrte Gäste und  
ganz besonders herzlich Willkommen der Familie von Carl  
Katz, dem Wiederbegründer der jüdischen Gemeinde in  
Bremen, sowie einer Delegation aus dem französischen  
Murat,

erstmal soll ich Sie alle ganz herzlich von Präsident Imhoff  
grüßen, der heute sehr gerne selbst dabei gewesen wäre,  
krankheitsbedingt aber leider absagen musste. Von hier  
aus gute Besserung!

Meine Damen und Herren, über ihren Nachbarn und Arzt Dr. Adolph Goldberg und seine Frau Martha wäre den Menschen aus Bremen-Nord um die Jahrhundertwende des 20. Jahrhunderts wohl folgendes eingefallen: „Hochangesehen“, „Beliebt“, „Herzlich“, „Großzügig“...Tatsächlich waren der Arzt Adolph Goldberg, der 1888 seine Arztpraxis in Burgdamm eröffnet hatte, und seine Frau Martha für viele Menschen die gute Seele des Stadtteils. Ihr offenes Haus hatte sich unter den damals vielen bedürftigen Familien in Bremen-Nord schnell herumgesprochen.

Für Adolph und Martha Goldberg war es eine gesellschaftliche und persönliche Verpflichtung, Mitmenschen in Not zu helfen: „Wenn das Geld nicht mehr reichte“, so ist es aus Überlieferungen bekannt, „dann wurde bei den Doktors gekocht“. Auch nach dem Ende des Ersten Weltkriegs Republik zeigte Adolph Goldberg, dass er als Arzt seinem Schwur treu war: Wer als Patient bereits „ausgesteuert“ war, wie es hieß, also keinen Krankenschein hatte, behandelte er im Zweifel kostenlos. Obendrauf gab es ein nettes Wort und die im ganzen Stadtteil bekannte heiße Suppe von Martha Goldberg.

Durch die Machtergreifung der Nationalsozialisten änderte alles. 1934 nahm die Anzahl der Patienten von Adolph Goldberg spürbar ab. 1937 emigrierten die Töchter des Ehepaars, weil sie ahnten, dass sie in

Deutschland keine Zukunft haben würden. Bald darauf rieten die Goldbergs auch ihren Freunden in Burgdamm, auf weiteren Kontakt „vorsichtshalber“ zu verzichten. Man solle „achtlos“ an ihnen vorübergehen, wenn fanatische Nazis in der Nähe waren.

Sie sorgten sich um ihre Mitmenschen, weniger um sich selbst: Am Morgen des 10. November wurden Adolph und Martha Goldberg von den Nationalsozialisten erschossen. Ihre Mörder waren gründlich: Selbst das Mamorschild mit der Aufschrift „Sanitätsrat Dr. Goldberg“ am Haus der Goldbergs hatten die SA-Männer zerschlagen.

Meine Damen und Herren, das jüdische Ärzte-Ehepaar aus Burgdamm gehörte zu den insgesamt fünf unschuldigen Menschen die vom 9. auf den 10. November in Bremen ermordet wurden. All Ihre Namen sollen nicht vergessen werden. Wir gedenken:

Dr. Adolph Goldberg  
Martha Goldberg  
Leopold Sinasohn  
Heinrich Rosenblum und  
Selma Zwienicki.

Lassen Sie uns zu ihrem Gedenken kurz schweigen. Ich danke Ihnen.

Das unermessliche Leid des Holocausts können wir kaum erfassen. Die unmenschliche Grausamkeit, die Kälte der

Täter, die konsequente Gleichgültigkeit gegenüber Nachbarn, Kolleginnen, Mitmenschen – all das macht auch mich immer wieder sprachlos. Der Vorstand der Bremischen Bürgerschaft und die Fraktionsvorsitzenden sind in diesem Jahr nach Israel gereist. In Yad Vashem haben wir alle fassungslos vor den privaten Gegenständen der Ermordeten gestanden, die manchen Hinterbliebenen noch geblieben sind: Ein vergilbtes Foto, ein Teddybär oder ein Taschentuch sind ihre kostbarsten Schätze. Mehr ist nicht übrig. Wie bei dem Ehepaar Goldberg waren die Nazis gründlich darin, Leben möglichst komplett auszulöschen. Nach einem solchen Besuch in Yad Vashem fehlen einem die richtigen Worte – und das ist menschlich.

Doch dieser Sprachlosigkeit dürfen wir uns nicht dauerhaft hingeben. Wir sind in der Pflicht, die Verbrechen von damals zu benennen und uns selbst die Erbarmungslosigkeit der Täter zuzumuten. Und wir sind in der Pflicht, die Opfer nicht zu vergessen.

Orte werden dabei für unser Gedenken immer wichtiger, denn es gibt kaum noch Zeitzeugen. Einer dieser Orte, an dem sich das Grauen damals abspielt hat, ist hier: Das alte Gymnasium in der Dechanatstraße war einer der Sammelplätze des 9. November vor 84 Jahren. Mir ist es wichtig, dass wir auch in diesem Jahr genau hier stehen – und eben nicht sprachlos sind.

Gegen die Sprachlosigkeit zu arbeiten, gilt aber nicht nur für die Vergangenheit, sondern gleichsam für die Gegenwart. Denn die Angst der Juden ist auch nach 1945 nicht zu Ende gewesen.

Vor einigen Tagen hat der Autor Tim Präse in der Bürgerschaft aus seinem Buch „Jahrhundertzeugen“ gelesen. Darin porträtiert Präse 18 Widerstandskämpfer und Überlebende des Naziterrors. Unter anderem interviewte er auch Michael Emge. Emge ist der letzte Überlebende in Deutschland, dessen Name auf Schindlers Liste stand. An den 84-jährigen Zeitzeugen heranzukommen, der unter Pseudonym und geheimer Adresse lebte, war für den Autor Tim Präse eine Herausforderung. Man konnte ihn nicht direkt erreichen, sondern musste bei Freunden von ihm um ein Interview bitten. Denn als Schindlers Liste in die Kinos kam und der Zeitzeuge Emge unter seinem richtigen Namen Interviews gab, erreichten ihn so viele Drohbriefe und Anrufe, dass er sich auf Anraten der Polizei das Pseudonym Michael Emge zulegte. Der Rentner starb im August 2014: Erst mit seinem Tod bekam er seinen wirklichen Namen zurück. In der Traueranzeige steht der Name, der auch einst auf Schindlers Liste stand: Jerzy Gross.

Ich erzähle Ihnen aus dem Leben von Jerzy Gross, weil an seinem Beispiel deutlich wird: Weder die Angst unserer jüdischen Mitmenschen noch der Antisemitismus in der Gesellschaft sind mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges weggespült worden. Für das Jahr 2021 sind mehr als

3.000 an antisemitischen Vorfällen erfasst worden: Beleidigungen, Sachbeschädigungen, gewalttätige Übergriffe, Schmierereien, Hass und Hetze im Netz oder Drohbriefe...die Liste ist lang. Und sie ist beschämend für unser Land und unsere Gesellschaft. Die Dunkelziffer ist vermutlich weitaus höher. Nicht nur Synagogen, sondern auch jüdische Kindergärten müssen bewacht werden und Menschen, die Kippa oder Davidstern tragen, werden mittlerweile für ihren Mut bewundert.

- Ist das die verfassungsrechtlich verbriefte ungestörte Religionsausübung? Ich sage nein.
- Passt das in eine Gesellschaft, die als modern, fortschrittlich und tolerant gelten will? Ich sage nein.
- Ist das die Mitmenschlichkeit, die wir uns so gerne zurufen? Ich sage nein.

Antisemitismus, meine Damen und Herren, beginnt nicht erst bei der Holocaustleugnung, sondern viel eher: Am Stammtisch, wenn über die vermeintlichen „Extra-Würste“ für „die“ Juden geschimpft wird, in der Straßenbahn, wenn die Politik Israels mit „den Juden“ gleichgesetzt wird oder auf dem Schulhof, wo „du Jude“ schon seit Jahren ein fast allen verständliches Schimpfwort ist.

Auch unsere heutige Gastrednerin Anna Staroselski kennt diese Anfeindungen aus ihrem Alltag. Als Präsidentin der Jüdischen Studierendenunion, geht es ihr vor allem darum, antisemitische Vorurteile bei Jugendlichen abzubauen! Frau Staroselski, Sie setzen sich unter anderem unermüdlich dafür ein, den Holocaust im Schulunterricht weniger als Zahlentabelle abzuhandeln,

sondern das Grauen und Verstehen durch konkrete Schicksalen eindringlicher zu machen.

Und ich stimme Ihnen da voll zu: Bildung bleibt der Schlüssel, um Antisemitismus zu bekämpfen. 70 Prozent der 18 bis 29-Jährigen fehlt das Basiswissen zum Holocaust, hat eine Studie des Jüdischen Weltkongresses herausgefunden. Gerade in Bezug darauf bin sehr dankbar dafür, dass wir als Bürgerschaft in diesem Jahr unser Gedenken hier am Mahnmal nochmal erweitert haben. Gemeinsam mit der Jüdischen Gemeinde und der Landeszentrale für Politische Bildung wollen wir in diesem Jahr und auch zukünftig schon im Vorfeld dieses Gedenktages wechselnde Schulen einbeziehen, um die aktive Auseinandersetzung mit dem Thema zu verbreitern. Heute Morgen haben die Schülerinnen und Schüler der Oberschule am Leibnizplatz ein starkes Zeichen gesetzt. Ein paar von ihnen sind heute auch mit ihrem Lehrer Stefan Ambrosius hier – herzlich Willkommen! Mit einer Kette von ihrem Schulhof bis in die Neustadt habt ihr vorhin die Ergebnisse eurer Projektarbeit präsentiert und über die Themen Ausgrenzung, Antisemitismus und Reichspogromnacht informiert. Es ging dabei auch darum, sich in die Situation der Juden von damals hineinzusetzen: Wie haben sich die Ausgrenzung und der Hass angefühlt? Welche Vorurteile gibt es heute noch oder welche gibt es wieder? Ich war heute Morgen auf dem Schulhof zum Starschuss dabei – und war wirklich beeindruckt, was ihr da auf die Beine gestellt

habt. Das ist an einem eigentlich traurigen Tag wie heute ein großer Mutmacher!

Meine Damen und Herren, das Judentum gehört zu unserer Geschichte wie es zu unserer Gegenwart und Zukunft gehört. Und das „Nie wieder“ wird uns allen eine lebenslange Verpflichtung sein, dieses Versprechen auch mit Handeln zu füllen.

Ich danke Ihnen!